№. 18. Schlesische 1843.



Gebirgs-Blüthen.

Neunter Jahrgang.

Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 4. Mai.

Frühlingslied.

Ein laulicher Westwind wehet
Leis' über die trauernde Flur,
Und schmelzet die starre Rinde,
Und wecket die todte Natur.

Da steigen die duft'gen Halme
Aus ihrem erstarrenden Grab,
Da nicken von allen Bäumen
Die grünenden Zweige herab.

Entfesselt der eis'gen Schranken
Durchrieselt das Bächlein die Bahn,
Und auf den krystall'nen Wellen
Da tanzet der zierliche Kahn.

Im Gärtchen dort prangen Blüthen,
Gepflegt von der stolzesten Maid,
Der klage ich meine Wonne,
Der klag' ich mein heimliches Leid.

Doch hört sie nicht meine Lieder,
Nicht rührt sie mein nagender Schmerz.
Ach, daß doch des Lenzes Strahlen
Erwärmten das marmorne Herz.

G. Tietz.

Dichter und Krieger.

Eine Erzählung von Hildebert Ries.

(Fortsetzung.)

Klirrend stießen die Freunde die Gläser an einander, und auch Philibert befolgte ihr Beispiel. Während dieser Unterredung war ein Fremder in das Zimmer getreten, schweigend hatte er sich unfern des lustigen Völkchens niedergesetzt und ließ sich eine Flasche Wein geben. Theilnahmlos hörte er die Gespräche der munteren Musenjünger mit an, als aber Philibert jetzt so begeistert von Polens Freiheitsstreben sprach, lauschte der Fremde aufmerksam dessen Worten. Plötzlich stand er auf und trat an den Tisch der munteren Schaar.

Nach einem höflichen Gruße sagte er zu Philibert: „Sie sind ein Freund der Polen?"

Der fremde Accent und das Sonderbare der Frage fiel dem Dichter auf, er betrachtete mit Aufmerksamkeit den vor ihm Stehenden. Es war ein kräftiger Mann in den besten Mannesjahren; die militairische Haltung, sowie

auch das Kreuz der Ehrenlegion, zeigte ihn als einen Krieger an, der unter dem großen Franzosen-Kaiser, dem gewaltigen Napoleon, mitgekämpft hatte.

„Ja wohl bin ich es," antwortete er nach einer kleinen Pause, „ich bin ein Freund der Freiheit und darum auch ein Freund eines Jeden, der für diese kämpft!"

„Also verdammen Sie das unglückliche Volk nicht, dessen Streben bis jetzt noch in Ihrem Vaterlande keinen Anklang gefunden hat, und dem der Haß die entsetzlichsten Verbrechen zur Last legt?"

„Ich, das polnische Volk verdammen?" rief Philibert erglühend aus, „sein Schicksal theilen möchte ich! Mitkämpfen für seine Unabhängigkeit, und wenn es sein muß, mit ihm untergehen!"

Das Antlitz des Fremden verklärte ein Strahl des Wohlwollens.

„Sie heißen?"

„Ich bin der Dichter Philibert," antwortete dieser mit Selbstgefühl, jedoch fern von Egoismus.

Der Fremde drückte ihm die Hand, trank seinen Wein aus, und verließ das Gastzimmer.

„Wenn nun der Mann ein geheimer Polizei-Commissair wäre?" scherzte Paul, „dann könnte es Dir vielfache Verlegenheit bringen. Doch sieh, was schaut Dir da für ein Papier aus der Tasche?"

Ehe der Dichter sein Eigenthum beschützen konnte, war es in den Händen Pauls.

„Ei, ei! eine Elegie auf das Schlachtfeld bei Ostrolenka in Polen. Hast Du diese vielleicht vorhin auf Deiner Visions-Reise gedichtet? Hört nur den schönen Schluß!"

„Lies ihn vor!" — munterten die Andern auf. Und Paul begann trotz Philiberts Protestiren das Ende von dessen Gedicht zu lesen:

„Soll ich von dem Lorbeerbaume pflücken,
Der hier wächst, auf diesem Leichenfeld?
Einen Kranz mir auf das Haupt zu drücken,
Der den Dichter ziert vor aller Welt?

Nein, den blut'gen Lorbeer will ich missen,
Er beflechte nie des Sängers Haupt!
Nicht aus Blut soll mir das Reis entsprießen,
Das die Stirn vielleicht mir einst umlaubt!

Minna, Minna, Du sollst mir nur winden
Jenen Kranz, der meinen Scheitel ziert!
Und die Liebe soll das Reis mir binden,
Das dem Liebessänger wohl gebührt!

Ach, wie seufz' ich nach dem Augenblicke,
Wo Dein Herz den Preis mir zuerkennt!
Ach, wie sehn' ich mich nach diesem Glücke,
Das mein Mund nur schüchtern nennt!

Schwebt hinweg, ihr bleichen Tod'sgestalten!
Schwebt hinweg, ihr Schatten dieser Schlacht!
Minna's Bild soll sich vor mir entfalten,
In der Reize schöner Frühlingspracht!

Töne Laute nicht mehr Trauerklänge, —
Meiner Liebe töne jetzt ein Lied!
Nur für Minna schallet ihr Gesänge,
Der mein Herz in heißer Liebe glüht! —

Also sogar auf sein nordisches Schlachtfeld begleitet ihn sein Mädchen! sollte es Dir dort helfen Todte einscharren, oder hungrige Wölfe fangen? Die Amazone möchte ich kennen lernen!" Philibert entriß zornglühend dem Spötter das Gedicht und stürzte hinaus.

3.

Es war Minna's Geburtstag. Der Kanzleidirektor Lenz, ihr zärtlicher sorgsamer Vater, hatte seine schöne Tochter mit einem äußerst kostbaren Angebinde überrascht. Der schwerste seidene Stoff zu einem Ballkleide lag vor ihr ausgebreitet, daneben ein Brillanten-Diadem, dessen Steine tausendfarbig das empfangene Tageslicht mit noch hellerem Glanze zurückstrahlten. Minna's Eitelkeit war dadurch völlig befriedigt, sie umwand die weiße, fleckenlose Lilienstirn mit dem schimmernden Schmucke und hüpfte bald vor den Spiegel, sich darin be-

schauend, bald umschlang sie den freundlich lächelnden Vater und bewies ihm ihren Dank durch die süßesten Schmeichelnamen und heißesten Küße. Der Kanzleidirektor blickte mit unverhehlter Freude auf die blühende Jungfrau, die in allem Zauberreize der Jugend und Schönheit vor ihm stand und seiner verstorbenen Gattin bis auf das Haar glich, er versenkte sich ganz in das Anschauen seiner lieblichen Tochter und rief sich die Zeit seiner Jugend und Liebe in das Gedächtniß zurück, wo Minna's Mutter in eben solcher Anmuth vor ihm gestanden und sein entzündliches Jünglingsherz gefangen hatte, welches Beide nie bereuten, denn ihre Ehe hatte unter die glücklichsten gehört. Jetzt ruhte die treue Gefährtin seines mannichfach bewegten Lebens schon seit Jahren unter dem Hügel, welchen die Liebe der Ihrigen mit den Kindern des Frühlings stets zu schmücken bemüht war; mit ihr war so manche Lebensfreude des Kanzleidirektors hinabgesunken in das finstere Grab, welches die einmal gewonnene Beute nicht mehr zurückgiebt. Minna war das getreueste Ebenbild ihrer verstorbenen Mutter, und daher das Theuerste was der Vater auf dieser Erde besaß. Als sie aber wieder durch einen langen Kuß ihren Dank für das schöne Geburtstagsgeschenk ausgedrückt hatte, sprach der Kanzleidirektor mit Bewegung, während sich dabei seine Augen näßten: „So wie Du jetzt vor mir stehst in dem Frühling Deines Lebens, stand vor 25 Jahren Deine Mutter vor mir, als ich, ein 28 jähriger Springinsfeld, um ihre Hand warb und den ersten Kuß einer seligen Liebe auf die Rosenlippen der züchtig Erröthenden drückte. Damals dachte ich nicht, daß ehe der Brautkranz die Locken unseres Kindes zieren sollte, schon die Jungfrau, prangend in der frischesten Schönheit und dem anmuthigsten Reize, nicht mehr wandeln würde unter den Ihrigen, um ihrer Tochter selbst den Gatten auszuerwählen, der sie hinwegführen darf aus dem elterlichen Hause in das Seinige" —

„Denke doch nicht daran, Väterchen!" schmeichelte Minna, an seinem Halse hängend, „ich will bei Dir bleiben, so lange es Dir gefällt, und Deine sorgsame wirthschaftliche Tochter sein, deren Liebe und Zärtlichkeit es gelingen muß, die Wolken von Deiner Stirne zu zerstreuen, die sich manchmal im Uebermaaße der Geschäfte darauf anhäufen. Nicht wahr, Väterchen, ich bin doch Deine gute Tochter?"

„Der Kanzleidirektor entgegnete, ihr die dunklen Locken aus dem rosigen Gesichtchen streichend: „Ja wohl bist Du das! Aber eben darum wird mir das Herz auch so schwer, weil ich befürchten muß, Deine liebreiche Pflege und kindliche Liebe bald entbehren zu müssen."

„Wie so?" fragte Minna erschrocken und schaute dem Vater erbleichend in das gutmüthige, wohlwollende Antlitz.

„Nun hast Du denn ganz vergessen," sagte er mit weichem Tone, „daß ich versprach, an Deinem heutigen Geburtsfeste meines Neffen Friedrich's Hand mit der Deinigen zu vereinigen, wie ich seinem Vater, meinem seligen Bruder, feierlich auf dem Sterbebette gelobte? Und wie lange kann es dauern, so erhält der fleißige wackere Junge ein hübsches Pastorat, wozu der Minister, sein Pathe, schon ein Schärflein beitragen wird. Dann muß ich Dich ja von mir lassen, meine Frau Pastorin, und mit Tante Christiane ein einsames und freudenloses Leben führen."

Minna erbleichte noch mehr; im Uebermaaße ihres Entzückens an dem Geschenke des Vaters hatte sie ganz darauf vergessen, daß sich an das Fest des heutigen Tages noch ein viel Bedeutsameres, ihre Verlobung mit dem

Vetter, dem Studiosus Friedrich Lenz, knüpfen solle.

Jetzt fiel ihr die Erinnerung daran mit aller Centnerschwere auf das liebende und für einen Andern glühende Herz, ihre Wangen, vorhin noch so blühend geröthet, entfärbten sich, und ihre Züge nahmen den Ausdruck des bittersten Schmerzes an. Dem Vater fiel diese plötzliche Veränderung auf, und eben wollte er besorgt nach der Ursache derselben fragen, da ertönte Friedrichs Stimme im wohlgemeinten, zärtlichen Gruße: „Guten Morgen, lieber Oheim! Guten Morgen, meine süße Minna! Meinen innigsten Glückwunsch zu Deinem heutigen 17ten Wiegenfeste, und zugleich die Bitte, eine Kleinigkeit, die ich Dir hiermit aus liebendem Herzen darreiche, nicht verschmähen zu wollen!" — Er ließ sich sein Recht nicht nehmen und küßte die Base, in deren Herzen ganz andere Gefühle tobten, als er sich einbilden mochte.

Alsdann brachte der Liebende ein köstliches Perlenhalsband zum Vorschein, welches er um den blendendweißen Hals Minna's schlang.

„Friedrich," sagte sie mit leiser Stimme, damit sich ihr Schmerz nicht verrathen sollte, „Du bietest mir zu Viel, womit soll ich Dir vergelten?"

„Durch Dein Herzchen und das sammetweiche Patschchen!" scherzte der Student, die Base an sich ziehend, welches diese willenlos geschehen ließ.

„Ei, ei! Herr Studiosus," rief Tante Christiane, die Schwester des Kanzleidirektors, die inzwischen herzugetreten war, „welches saubere Geschenk! Ein prächtiges Perlenhalsband! Aber weißt Du auch, daß Perlen T h r ä n e n bedeuten? Und dergleichen soll man einer Braut nicht zu ihrem Geburtstage überreichen, das bedeutet nicht viel Gutes!"

„Ach," sagte der Kanzleidirektor verdrießlich, „was Du auch immer hast, Schwester! Wo es ein freudiges Ereigniß giebt, kommst Du stets mit einer Anzahl von bösen Ominibus dazwischen, um jeder Zeit die Freude in ein schwarzes Gewand zu kleiden! Mach' mir die Minna nicht noch ernsthafter, als sie so schon ist, trotzdem, daß sie heut eine Braut wird und darum ihre rosafarbene Laune angezogen haben sollte!"

Damit ergriff er die Hände der jungen Leute und legte sie in einander. „Gottes Segen über Euch!" sagte er mit tiefer Rührung, „indem ich hiermit Eure Hände vereinige, erfülle ich, außer meinem eigenen Wunsche, noch den meines seligen vielgeliebten Bruders, dessen letzten Worte die waren, seinen Sohn und meine Tochter als Erben unseres beiderseitigen Vermögens zu wissen. Minna, Du bist heut 17 Jahr alt, und eine völlig gereifte Jungfrau, ich lege Dir hiermit die strengste Treue gegen Deinen Verlobten an das Herz, der Dir ebenfalls nie Ursache zu einer Klage geben möge. Hört er, Herr Pastor?"

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken und Einfälle.

Verdienst und Glück, die sonst in allen Stücken einander entgegen sind, haben doch das mit einander gemein, daß der Neid unzertrennlich im Gefolge des einen, so wie des andern ist.

* * *

Das große Geheimniß, jeden Verlust zu verschmerzen, besteht blos darin, daß man sein Herz an nichts hängt.

* * *

Der Arme, der da borgt, um sich die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens anzuschaffen, wird für einen Schelm gehalten, während man dem Reichen, der seine Schulden nicht bezahlt, ob er gleich die Mittel dazu in Händen hat, alle Ehre erweiset. Welche Ungerechtigkeit!

* * *

Große Talente trifft man selten bei einem Manne

ohne große Fehler; und gerade die auffallendsten Verirrungen, sind fast immer nur von großen Genie's begangen worden.

* * *

Jeder stimmt darin überein, daß die Thorheit von der Jugend unzertrennlich sei; was soll man aber von den alten Leuten denken, die gern noch für jung gelten wollen, und die es bedauern, daß sie es nicht mehr sind.

Julius Erwien.

Genrebilder aus meinem Leben.

II.

Meine Verlegenheiten,

oder:

Vierstündige Thee- und Tischleiden.

(Aus meinem Residenzleben.)

Von Julius Wiener.

Nun sage mir Einer noch einmal, daß es die leichteste Sache von der Welt sei, sich in Gesellschaft mit Anstand zu benehmen. Ich habe viel gelesen und beobachtet, ich habe sogar Knigge: „über den Umgang mit Menschen," fleißig studirt, und an meinem Schreibtische führe ich die herrlichsten Gespräche von der Welt. Schlag auf Schlag sage und erwiedere ich witzige Gedanken — wie leicht, wie gewandt bin ich da! Und komme ich nun wirklich in eine Gesellschaft, wo ich diese Pläne ausführen soll — o weh, wie sieht es da mit mir aus! Wie viel neue Gesetze lerne ich jedes Mal kennen; aber immer, wenn es zu spät ist, sie auszuüben; gerade meine Betrachtung macht mich in den Augen Anderer zum Pinsel, während ich stocke, und flache Köpfe sich leicht und gewandt betragen sehe.

Manchmal trifft nun wohl auch alles Unglück zusammen, so ging es mir bei meiner Residenzreise.

Ich hatte bald nach meiner Ankunft in Berlin ein Empfehlungsschreiben an den Geheimenrath P. abzugeben, den ich aber nicht zu Hause fand. Tag's darauf erhielt ich eine Einladungskarte von ihm zum Thee und Abendbrod. — Wie schlug mir das Herz!

Ist die Gesellschaft groß? fragte ich schüchtern den Bedienten.

O ja! versetzte er, es ist der gnädigen Frau Geburtstag. Herr Gott, dachte ich, Geburtstag — gratuliren — große Gesellschaft! Das Gratuliren war mir besonders das Schrecklichste. Wie, wenn ich thäte, als wüßte ich es nicht? Aber warum hatte ich Tölpel den Bedienten gefragt? — Ich studirte nun einen kurzen und artigen Glückwunsch ein, sagte ihn mit aller Grazie vor meinem Spiegel, indem ich, um auch die Haltung recht zu fassen, meinen an einer Schnur aufgehängten Handschuh sanft an meine Lippen drückte; ich probirte den Eintritt ins Zimmer, um während des Komplimentes bei dem Zumachen der Thür mit den Füßen in keine Unordnung zu gerathen — kurz, ich bereitete mich auf Alles vor.

Endlich war ich angezogen und schickte mich an, wegzugehen. Von den Bedenklichkeiten: kommst du zu früh oder zu spät, oder hast du auch recht gehört, daß du auf heute eingeladen bist — und andere ähnlichen, womit ich mich peinigte, kein Wort.

Es war sechs Uhr, als ich in das Haus des Geheimenraths eintrat. Die Treppe war erleuchtet, und ich hörte eben stark komplimentiren. O weh, sogleich in's Feuer hineinzukommen, darauf war ich nicht vorbereitet, — nach meinen Plane mußte ich anklopfen, der Geheimerath mir entgegenkommen, und ich sodann beginnen: Verzeihen der Herr Geheimerath, daß ich mir die Freiheit nehme — nun mußte er einfallen, so daß ich den Schluß der Periode nur zu murmeln brauchte. Was war zu machen? Ich hätte gern das Komplimen-

tiren abgewartet; allein ein Stallknecht stand nicht fern, und hätte mich gewiß angewiesen, hinaufzugehen. Zum Glück sah ich eine andere Nebentreppe, welche, wie ich wußte, zum Bedientenzimmer führte. Durch diesen Umweg gewinne ich Zeit!! Gedacht, gethan.

Ich stieg hinauf, aber es war stockfinster, und ich wußte endlich nicht wohin.

Ich strich mit den Händen überall umher, glaubte die Stufen wiedergefunden zu haben, und wollte daran hinaufsteigen, so verdammt steil sie mir auch vorkamen.

O Himmel! ich war in einen offenen Speiseschrank gerathen, und hörte zu meinem Schrecken eine Schüssel mit großem Getöse fallen und zerbrechen.

„Ist die verfluchte Bestie wieder Naschen gewesen? Warte Kanaille!" erscholl plötzlich aus dem nahen Zimmer eine Donnerstimme.

Man denke sich meinen Schrecken! Die Entwickelung wollte ich eben nicht abwarten, denn für eine Katze gehalten zu werden, konnte mir unmöglich angenehm sein, weil ich mich sehr lächerlich gemacht hätte, und Zeit war nicht zu verlieren — ich stürzte die Treppe also schnell hinab. Kaum war ich wieder im Hausflur, als mir ein Bedienter in großer Bewegung nachgeeilt kam.

„Haben Sie nicht eben eine große, abscheuliche Katze vorbeilaufen sehen?"

„Ja, ja," erwiederte ich in der Angst, „ein großes Thier!"

Ich ließ ihn hinter mir fluchen, und begann nun mit beklommenem Herzen den Gang die Haupttreppe hinan. —

Wäre mir nicht Alles so feierlich gewesen. Aber die Kronleuchter, die Flügelthüren, mein knappes Gallakleid, — dies machte mich noch immer genirter. Endlich war ich oben. —

Nun Muth gefaßt! Ich nahm vorläufig meinen Hut ab, brachte meine Haare ein wenig in Ordnung und wollte eben anklopfen. Aber — fiel mir ein — da ist ja noch eine Thüre; welches ist nun die rechte? Die eine führt vielleicht gar in ein Zimmer, wo sich die Damen ankleiden, das wäre schön! Ich legte das Ohr an das eine Schlüsselloch, und höre männliche und weibliche Stimmen scherzen und lachen, und das Klirren des Theezeuges. Nein, dachte ich, hier nicht, so auf einmal mitten in die Gesellschaft — da wäre ich verloren. Also an die andere Thüre. Ich krümmte den Finger, ein Augenblick, dachte ich, und du kannst nicht mehr zurück. Ich überlegte mir nochmals Alles, was ich sagen wollte, und — klopfte an.

Mir war, als hätte man herein! gerufen, doch war ich meiner Sache nicht ganz gewiß. Ich wartete also ein wenig, und — klopfte wieder. Eine lange Pause. Wie, wenn ich jetzt noch schnell umkehrte? ich könnte ja krank geworden sein. Aber wenn man mich doch schon wahrgenommen hätte? Es konnte schon nichts helfen. Ich klopfte also zum dritten Male, aber stärker.

Nur herein! rief es stark und ärgerlich. — Das wird gut werden, dachte ich — nun ist er schon böse! Eben wollte ich hineingehen, als ich zu meinen größten Schrecken bemerkte, daß meine Schuhe sehr deutliche Spuren der umgeworfenen Bratenschüssel an sich trugen. Mit einem großen Satze sprang ich nach der Schuhbürste, um mich zu reinigen. Unter der Zeit höre ich die Thüre sich öffnen, hatte aber gar nicht den Muth, mich umzusehen, weil in dieser Stellung meine Verbeugung offenbar verunglückt wäre, sondern rieb aus Leibeskräften, daß mir der Schweiß vor die Stirn trat.

„O, wenn ich bitten darf," — tönt dicht hinter mir eine Stimme, höflich, aber ernst — „das Zimmer wird kalt."

Ich wende mich schnell, und ein gut ge-

kleideter Mann steht vor mir, der mich in's Zimmer nöthigt, wobei ich durchaus nicht zuerst gehen will.

„Verzeihen der Herr Geheimrath" — fuhr mir die längst verhaltene Rede aus der beklommenen Brust hervor — „daß ich." — Dort kommen der Herr Geheimerath, erwiederte der Kammerdiener, auf ihn zeigend. Verwirrt ging ich auf diesen zu, um ihn mein Kompliment zu machen. Aber sollte ich nun wieder beginnen: Verzeihen der Herr Geheimerath? — da hätte der Andere denken müssen, ich hätte es auswendig gelernt. Wie wäre es mit „erlauben?" — Aber erlauben und verzeihen paßte am Ende beides nicht. Element, was wollte ich denn damit? Er hatte ja befohlen, daß ich zu ihm komme. Während ich mich mit diesen Schwierigkeiten quälte, und dabei wahrscheinlich wie ein Oelgötze feuerroth und mit freundlichem Beben der Lippen dastand, kam mir der Geheimrath mit einem Händedruck zuvor und sagte: „Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen. Ich habe doch die Ehre" — hier hielt er fragend inne.

„Ja" fiel ich ein, und hätte mich in demselben Augenblicke ohrfeigen mögen. Ich wollte mich als den Sohn seines alten seligen Freundes W. vorstellen — aber in meiner Bestürzung wußte ich die Periode nicht sogleich zu ordnen; „er ist mein Vater, ich bin sein Sohn" — diese Ideen kreuzten sich so bei mir, daß ich mich ihm endlich als den Sohn meines Vaters ankündigte.

Des Kaufmann W., wollte ich, da der Bock einmal gemacht war, hinzusetzen, aber der Geheimrath fiel mir lächelnd ein: „Das bin ich überzeugt. Legen Sie doch ab."

Ich that es, wiewohl höchst ungern, denn ich hätte jetzt meinen Hut mit Gold aufgewogen, weil er meinen Händen doch einige Beschäftigung gegeben hätte. Denn sagen Sie mir selbst, freundliche Leser, was in aller Welt soll man, wenn man einmal das Unglück hat, Hände zu haben, in Gesellschaft mit ihnen anfangen? Sie auf den Rücken legen? das sah mir zu steif aus. Sie in die Beinkleider stecken? ja, das sah ich wohl bei einigen nebenstehenden jungen Leuten, die sich dabei sehr gewandt benahmen, und machte auch den Versuch mit einer Hand, aber die Tasche war so eng, daß ich nur die Fingerspitzen hineinbringen konnte, und ich überzeugte mich, daß ich mit dem Ellenbogen einen unangenehmen Winkel bildete. Das ging auch nicht. Sie nachlässig herabhängen zu lassen? Du lieber Gott, ich und nachlässig! Meine Aermel waren sehr kurz, und ich hatte daher alles Intresse, den Arm nicht auszustrecken, weil ich mich vom Dorfbarbier her erinnerte, daß nichts einfältiger aussieht, als entblößte Handgelenke. Die Arme ineinander geschlagen? das schien mir wieder zu keck und trotzig zu lassen. — Indessen stellte mich der Geheimrath der ganzen Gesellschaft als den Sohn seines seligen Freundes vor.

„Seines Vaters," hörte ich einige naseweise Mädchen sich zuflüstern. Sie mußten nahe der offenstehenden Thüre meine geistreiche Antwort gehört haben.

Ich machte eine unbeholfene Verbeugung.

„Hier ist meine Frau."

Ich küßte ihr die Hand, fest entschlossen, nichts zu sagen, weil ich dann wenigstens nichts dummes vorbringen konnte.

„Wie ähnlich!" sagte sie, mich betrachtend. „Meinen Sie nicht auch, daß es der leibhaftigte, verewigte W., ist?" —

(Beschluß folgt.)

Tags-Begebenheiten.

Paris. Bei dem Erdbeben zu Pointe-à-Pitre auf Guadeloupe sind, nach neuestem Be-

richt, ungefähr 8000 Menschen umgekommen. Die Stadt bildet nur einen Trümmerhaufen. Gold Silber und andere Metalle sind in einer sonderbaren Mischung zusammengeflossen. Die Flüsse führen nur Schlamm statt Wassers. Bloß einige hölzerne Häuser stehen noch aufrecht. — Das Rothschildsche Haus in Madrid hat eine gezwungene Anleihe machen müssen, deren Rückzahlung wohl nie statt finden wird. Vier Räuber haben in der Nähe von Bourgos den Agenten des genannten Hauses Herrn Weisweiler, der mit der Post reiste, all' seine Baarschaften abgenommen und ihn dann ruhig weiter reisen lassen. — Der Wiederabdruck des Moniteur von 1789 bis 1799 ist seiner Vollendung nahe. Das kolossale Werk wird 32 Bände umfassen. — Eine französische Kreolin Katharina Vanvier, zu San Domingo geboren, ist hier in einem Alter von 117 Jahren gestorben. Sie war seit 12 Jahren blind. — Wegen zu leichten Gewichts sind nicht weniger als 31 Bäcker bestraft worden.

Berlin. Der König der Franzosen hat dem berühmten Gelehrten Alexander v. Humboldt das Großkreuz des Ordens der Ehrenlegion verliehen, eine Auszeichnung, die wohl Niemand mehr verdient, als Humboldt. — Fürst Pückler leitet gegenwärtig die Arbeiten im Park des Prinzen v. Preußen am Babelsberge bei Potsdam, zum Schrecken der dortigen Hofgärtner, welche im Geiste bereits einen babelschen oder babilonischen Thurm in dem Park entstehen sehen und sagen: der Fürst solle lieber beim Bücherschreiben bleiben; die Bücherschreiber aber sagen: er solle lieber beim Anlagemachen bleiben. Wer hat nun Recht? — Man nennt Berlin immer: „die Stadt der Intelligenz," sie könnte weit eher die „Soldatenstadt," genannt werden, denn sie hat einen Gensd'armen-Markt, eine Jäger-, Kanonier-, Schützen-, Artillerie-, Kasernen-, Kürassier-, Dragoner-, Husaren-, Pionier-, Grenadier- und Wallstraße, eine Contrescarpe, einen Zeughausplatz, eine Straße hinterm Gießhause, so wie aus frühern Zeiten eine Stechbahn. — Das Monument für Se. Maj. den hochsel. König, in einer Marmorschale bestehend, die im Thiergarten aufgestellt werden soll, wird, nach Anzeige des Comités, wirklich ausgeführt. Viele Stimmen sind laut geworden, die eine Schale als Denkmal unpassend finden, indessen, das Geld ist da und die Schale wird anlangen.

Breslau. Am 20. d. M. leistete Se. Fürstl. Gnaden der Fürstbischof von Breslau Herr Dr. Knauer, den Homagial-Eid in die Hände Sr. Excell. des Wirkl. Geh. Rathes und Ober-Präsidenten Hrn. Dr. v. Merckel. Es geschah dieser Akt in dem Regierungsgebäude, wo Hr. Ober-Regierungs-Rath Sohr den Herrn Fürstbischof, Höchstwelcher von den Domkapitularen, Hrn. Prälat Neander und Herrn Prof. Dr. Ritter begleitet wurde, empfing und Sr. Excell. dem Herrn Oberpräsidenten zuführte.

St. Petersburg. Die russische Armee an der Donau wird auf 80,000 Mann angegeben; indessen dürfte diese Zahl sich wohl auf 50,000 reduciren. — Die russischen Truppen sollen wieder einen Sieg über die Tscherkessen erfochten haben. Da aber so viel Aufhebens davon gemacht wird, so ist er gewiß von keinem glänzenden Erfolg.

In Wien ist der Walzerkönig Lanner gestorben. Seiner Leiche folgten gegen 60,000 Menschen. Der Zug erreichte erst nach 2 Stunden den Friedhof. Strauß führte den Zug mit seinem Orchester und das Bürgermilitair gab das Geleite.

Auflösung des Räthsels in Nr. 17.
Sonnenschirm.

Räthsel.

Wer die erste Sylbe war,
Der bezeuget es uns klar,
Daß die zweite ihm gebricht.
Und wenn, die ihn näher kennen,
Ihn demnach das Ganze nennen,
So geschieht ihm Unrecht nicht.

Berichtigung: In dem Gedichte „Gefühle der Wehmuth ɔc" im vorigen Bl., Seite 136 Vers 1 Zeile 6, soll es heißen: Unsern statt Unsere.

Verleger und Redakteur C. J. Schlögel.